

Abstract

Der Beitrag geht der Frage nach, welche Rolle die Sprache bei der Verstetigung alter Geschlechtsstereotype spielt. Von Vygotskijs Verständnis der Sprache als einem historisch entwickelten Mittel des Denkens und Sprechens ausgehend, wird die geschlechtliche Semantik technischer und sozialer Arbeitsbegriffe aufgedeckt. Im Anschluss an eine sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchung zeigt die Analyse berufskundlicher Texte, dass moderne Arbeitsbegriffe altüberlieferte Geschlechtsdeutungen und Verallgemeinerungslogiken übermitteln, deren sozialhistorische Entstehung bis in die Renaissance zurückreicht. Welche denk- und entwicklungspsychologischen Konsequenzen hieraus erwachsen, wird eingehend diskutiert.

This contribution focuses on the role language plays in the stabilization of old gender stereotypes. On the basis of Vygotsky's understanding of language as a historically developed medium of thinking and speaking, the gendered semantics of technical and social concepts of work are being uncovered. After an in-depth analysis in terms of historical linguistics and social history, the analysis of texts on occupational studies shows that modern concepts of work convey gender definitions and logics of generalization, whose socio-historical development can be traced back to the Renaissance. The consequences for developmental psychology as well as for the psychology of thought processes arising thereby are thoroughly discussed.

Einleitung

Das geschlechtlich geprägte Verhältnis von Produktion und „Re-Produktion“, Erwerbs- und Familienarbeit, marktförmiger „Wertschöpfung“ und personennaher „Dienstleistung“ ist mit der gegenwärtigen Transformation der Erwerbswirtschaft erneut ins Zentrum arbeits- und genderpolitischer Debatten gerückt. Einschlägige Forschungsarbeiten belegen, dass sich der strukturelle Zusammenhang von Gender und Arbeit trotz staatlichen Gendermainstreamings und trotz des Anstiegs von Frauenerwerbsarbeit auf einer neuen Ebene reproduziert (u.a. Kurz-Scherf et al. 2006; Nickel 2007).

Mit der Entgrenzung der Arbeitszeit, dem verstärkten betrieblichen Zugriff auf subjektive Steuerungspotentiale (Schmiede 2006) sowie dem Übertragen lebenslanger Qualifikations- und Vermarktungsverantwortung auf den individualisierten Sozialtyp des „Arbeitskraftunternehmers“ (Voß/Pongratz 1998) sind die Anforderungen an familiäre Reproduktion gestiegen. Familien werden zu Zentren eines „komplexen Managements“ (Winkler 2011, 335), das gegenwärtiger und zukünftiger Beschäftigungsfähigkeit dient. Bei gleichzeitiger Reduktion sozialstaatlicher Leistungen sind sie zudem vor neue Aufgaben der Existenzsicherung, der körperlichen und psychischen Gesunderhaltung sowie der Pflege von Familienangehörigen gestellt.

Vor dem Hintergrund der höheren Bildungsbeteiligung von Frauen ging die beschriebene Entwicklung zwar mit einem Anstieg von Frauenerwerbsarbeit (unter Zunahme von Teilzeitarbeit und prekärer Beschäftigung) einher (Kurz-Scherf et al. 2006). Allerdings scheint die Ablösung des alten Familienernährer-Hausfrauen-Modells durch das Zwei-Verdienste-Modell im Kontext sinkender Einkommen nicht nur der Emanzipation, sondern auch der Existenzsicherung geschuldet (Winkler 2011). Auch hat der Trend zum Doppelverdienst keineswegs zu einer ausgewogeneren geschlechtlichen Verteilung familiärer Versorgungs- und Erziehungsarbeit geführt, die ein weibliches Terrain geblieben ist (Kurz-Scherf et al. 2006; Nickel 2007).

Das Überdauern weiblicher Zuständigkeit für familiäre Aufgaben korreliert mit der zeitentgrenzten Vernutzung von „Arbeitskraftunternehmern“, von der besonders Beschäftigte in männlich dominierten technischen Bereichen betroffen sind (Kurz-Scherf et al. 2006). Hinzu kommen die immer noch hohen Verdienstunterschiede in geschlechtlich segregierten Erwerbsbereichen

(ebd.), als deren subjektive Seite sich geschlechtsspezifische Berufswahl ausmachen lässt. So richten junge Menschen noch nach 50 Jahren Koedukation ihre Lebensentwürfe geschlechtlich aus. Junge Männer wählen mehrheitlich technische Berufe und Studienfächer. Junge Frauen bevorzugen Arbeitsinhalte mit sozialen Bezügen und nehmen die damit verbundenen finanziellen Nachteile in Kauf (BMBF 2011, Lenze/Strauß 2009). Lediglich ökonomische Berufe scheinen *beide* Geschlechter zu interessieren.

Die Transformation der Erwerbsarbeit ging mit neuen Formen der Diversifizierung von Frauenarbeit einher. So konnte sich ein Teil hoch qualifizierter Frauen im Zuge von Gendermainstreaming wenn auch nicht auf hohen, so doch auf mittleren Managementebenen etablieren und – meist unter Delegation bzw. Freiheit von Familienarbeit – der entgrenzten Zeitlogik des Arbeitskraftunternehmers folgen (Nickel 2007). Für andere mehrte sich der familiäre Aufwand und die damit verbundene Doppelbelastung (ebd.). Besonders betroffen von diesen Verwerfungen sind Migrantinnen, die aufgrund geringer bzw. nicht anerkannter formaler Qualifikation Haus- und Pflegearbeit in schlecht bezahlten Dienstleistungsjobs oder privaten Haushalten unter prekären Bedingungen verrichten (Plonz 2011). Die geschlechtliche Kodierung von „Produktions- und Reproduktionsarbeit“ gewinnt damit eine neue, ethnisch aufgeladene, Qualität.

Zukunftsfähiger Arbeitsbegriff und geschlechtliche Kategorien

In Anbetracht der Prekarisierung und Ausgrenzung großer Bevölkerungskreise aus dem Arbeitsprozess sowie der fortschreitenden Unterordnung aller gesellschaftlicher Bereiche unter das Primat der Ökonomie geht es in der – nennen wir sie – linken wissenschaftlichen Debatte zur *Neuformulierung eines zukunftsfähigen Arbeitsbegriffs* u.a. um die *(Re-)Integration sozialethischer Dimensionen*. In Verbindung damit steht die *Reflexion sozialer Strukturbildungen*, die, wie Gender und Ethnie, für die Gestaltung des Zusammenhangs von Arbeit und menschlicher Vergesellschaftung grundlegend sind. Ein zentraler Aspekt dieser Debatte ist die Verhältnisbestimmung von *produktiver*, vornehmlich industrieller und sogenannter „*reproduktiver*“ Arbeit, die als private Familienarbeit oder erwerbsmäßige „Dienstleistung“ verrichtet wird.

Im Bemühen um eine eigenständigere Bezeichnung, wird der Begriff „Reproduktions“-Arbeit in feministischen Diskursen seit Längerem durch die Worte „Care“ bzw. „Sorge“ oder „Sorgearbeit“ ersetzt (Brückner 2010; Plonz 2011). Die deutschen Ausdrücke sind der Terminologie sozialer Frauenberufe entlehnt, die ihrerseits auf die Wortwahl der Frauenbewegung zur Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jh. zurückgeht (Sachße 2003). „Care“ – in der Bedeutung von „Sorgen bzw. Versorgen (Brückner 2010, 2) – wird in der internationalen Care Debatte als Sammelbegriff für überwiegend von Frauen ausgeführte soziale und hauswirtschaftliche Arbeit in öffentlichen und privaten Kontexten gebraucht (Brückner 2010). Auch in gewerkschaftsnahen Projekten, etwa im Konzept der *Sozialität der Arbeit* von Ingrid Kurz-Scherf und anderen (2006), sind „Care“ und „Sorge“ prominent.

Frigga Haug (2011a, 329) die einen regelrechten „Boom“ der Care Debatte konstatiert, formuliert Unbehagen hinsichtlich der unklaren Bedeutung des Wortes „Care“, die zwischen Alltagsethik, emotionaler Intuition und diffuser Dienstbarkeit changiert. Jedoch weiß sich selbst Haug (2011b, 363) nicht anders zu helfen, als den Anglizismus in den – wie sie selbst einräumt – „altertümlichen“ deutschen Ausdruck „des Füreinandersorgens“ zu übersetzen, was die Aussage auch nicht präziser macht.

Das Beispiel ist symptomatisch für die Ausdrucksnot, die sich bei der Auseinandersetzung mit sozialer Betätigung im familiären oder beruflichen Kontext zwangsläufig herstellt. Denn es existiert kein aussagekräftiges begriffliches Repertoire, das die spezifische Qualität dieser Arbeit ausleuchtet, *ohne* sie auf eine Funktion des Produktionsprozesses („Reproduktion“) oder eine anschauliche Gemengelage intentionalen praktischen Tuns („Sorge“, „Hilfe“, „Care“) zu verkürzen.

Während für produktive Arbeit *neuzeitlich* entwickelte Wortbedeutungen wie „konstruieren“ oder „fräsen“ zur Verfügung stehen, die auch gedankliche Prozesse wie etwa zielgerichtete methodische Rationalität symbolisieren, kommt der gebräuchliche Begriff für soziale Arbeitsprozesse in durchweg alten, sprich: *vorneuzeitlichen* Wortbildungen a là „Fürsorge“ oder „Pflege“ daher, die Tätigkeiten auf einer anschaulichen Ebene referieren (Albrecht 2008). Wie ich noch eingehender erörtern will, fokussieren solche Worte emotionale Intentionalität, die an konkrete Gestalten gebunden ist. Die re-

flexive gedankliche Qualität sozialer Arbeitsprozesse jedoch übermittelt sich durch die anschauliche Logik dieser Worte nicht.

Hier deutet sich schon an, dass der alte ideologische Gegensatz von kultureller „männlicher Ratio“ und naturnaher „weiblicher Empathie“ in der Sprache eingelassen ist und sich über die differentielle Logik ungleich entwickelter Arbeitsbegriffe herstellt.

Die kategorialen Unterschiede genderförmiger Begriffe erklären sich aus der neuzeitlichen Sozial- und Ideengeschichte, in der *produktives Hervorbringen* über Jahrhunderte als gestaltgebende, subjekt- und kulturfundierende Tätigkeit ausgeleuchtet wurde, während intersubjektive familiäre Leistungen als deren „*häuslicher*“ *Hintergrund* thematisiert worden sind. Ein wichtiger Bestandteil dieser Entwicklung war der hohe subjekt- und erkenntnistheoretische Stellenwert, den man im Zuge des gesellschaftlichen Bedeutungsaufstiegs produktiver Arbeit dem *Paradigma der Vergegenständlichung* eingeräumt hat. Indem produktives Herstellen zunehmend als Vergegenständlichung subjektiver Leistung im Sinne ihres Sicht- und Denkbarmachens im Produkt reflektiert wurde, erlangte produktive Arbeit nicht nur eine subjekt-konstituierende Bedeutung. Sie wurde auch als das *intelligiblere, vorstellbare Modell* zur allgemeinen Deutungsfolie menschlicher Arbeit, deren Kriterien sich intersubjektive Arbeit entzieht.

Aus den genannten Entwicklungsunterschieden – dem präziseren begrifflichen Ausleuchtungsgrad und der höheren Intelligibilität produktiver Arbeit – erklärt sich zumindest teilweise, warum der produktive Arbeitsbegriff trotz des quantitativen Zuwachses des „Dienstleistungs“-Sektors immer noch die (u.a. finanziell) höher bewertete Deutungsmatrix qualifizierter Arbeit vorstellt, in deren Gegensein soziale und pflegerische Arbeit defizitär wirkt.

Für die *aktuelle Debatte zum Verhältnis von produktiven und sozialen Arbeitstätigkeiten* bedeutet das, dass wir mit *Ungleichzeitigkeiten und Verwerfungen der historischen Begriffsentwicklung* konfrontiert sind, die sich auch auf die Reflexion und mithin auf die Neuformulierung von Arbeitsbegriffen auswirken. Deswegen halte auch ich den Rückgriff auf alte Begrifflichkeiten – ob sie nun den sozialen oder den produktiven Arbeitsbegriff betreffen – für problematisch, wenn er nicht mit der *Reflexion* dieser Begriffe und ihrer *historisch herausgebildeten geschlechtlichen Aussagelogik* einhergeht.

Ausgehend von einem Verständnis der Sprache als historisch entwickeltem Mittel des Denkens und Sprechens (Vygotskij 2002), bin ich der Überzeugung, dass historisch generierte *geschlechtliche oder ethnische Bedeutungsgehalte, die das sprachliche Kategoriensystem* transferiert, eine zentrale Rolle bei der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen spielen. So messe ich dem Gebrauch der Sprache, die wir ja nicht nur zum Kommunizieren, sondern auch zum Denken nutzen, einen sehr hohen Stellenwert bei inter- und intrasubjektiven Zuordnungsprozessen bei. Zugleich ist die Sprache ein unumgängliches Instrument wissenschaftlicher Kategorienbildung, das – je nach begrifflicher Reflektiertheit – zur kritischen Bestandsaufnahme und Neuformulierung oder aber auch zur Verstetigung traditioneller Bedeutungsgehalte gereicht.

In diesem Sinne verstehe ich diesen Band als sprachtheoretischen Beitrag zu der Debatte über die Neuformulierung des Arbeitsbegriffs.

Themenstellung und Aufbau

Gegenstand der Abhandlung ist die historische Entwicklung und psychologische Bedeutung sozialer und technischer Arbeitsbegriffe. Die Auseinandersetzung richtet sich auf zwei Ebenen:

- auf die historische Entwicklung genderförmiger Arbeitsbegriffe, die ich in Auseinandersetzung mit sozial- und ideengeschichtlichen Entwicklungslinien bis in die Renaissance zurückverfolge, um die Verstetigung traditioneller Deutungsmuster im modernen Sprachgebrauch aufzeigen zu können; und
- auf die ontogenetische Sprachentwicklung, die ich hinsichtlich des psychologischen Stellenwerts geschlechtlicher Kategorien für die persönliche Identitäts- und Interessensentwicklung erörtere.

Methodologische Grundlage ist die kulturhistorische Psycholinguistik Lev S. Vygotskijs, die in Zusammenschau mit historischen, zivilisationstheoretischen und ideengeschichtlichen Theoriebildungen auf aktuelle gender- und arbeitstheoretische Fragen bezogen wird.

Die *leitende Fragestellung* lautet:

Vor welchen sozial- und ideengeschichtlichen Hintergründen hat sich die ideologische Entgegensetzung von „männlicher Ratio“ und „weiblicher Empathie“ herausgebildet? Und wie veristetigt sie sich in der Bedeutung moderner sozialer und technischer Arbeitsbegriffe?

Die Untersuchung ist in drei Teile gegliedert:

Der *erste Teil* leuchtet in einem kritischen Problemaufriss die vordergründige Ideengeschichte des hegemonialen technischen Arbeitsbegriffs und des mit ihm verbundenen Vergegenständlichungsparadigmas aus.

Der *zweite Teil* ist der sprachtheoretischen Auseinandersetzung mit Problemen der sprachlichen Bedeutungskonstitution, Logik- und Begriffsentwicklung sowie der psychologischen Funktion der Sprache gewidmet. Hier wird auch ein psycholinguistisches Doing-Gender-Modell entwickelt.

Ausgestattet mit dem sprachtheoretischen Instrumentarium, rekonstruiere ich dann im *dritten Teil* die historische Entwicklung genderförmiger Arbeitsbegriffe seit der Frühen Neuzeit. Die Rekonstruktion mündet in eine Erörterung moderner sozialer und technischer Arbeitsbegriffe. Die Relevanz der Auseinandersetzung wird durch die Analyse aktueller Berufsbilder demonstriert.

Da dieser Band eine neu bearbeitete Kurzfassung meines 2008 veröffentlichten Buches *Sprache, Arbeit und geschlechtliche Identität* ist, verzichte ich auf einige Teile der ersten Veröffentlichung. Neben Erörterungen anderer feministischer und (psycho-)linguistischer Positionen betrifft das v.a. die Auseinandersetzung mit Norbert Elias' Zivilisationstheorie, die ich um sprachtheoretische Aspekte angereichert habe und jetzt verkürzt in der Argumentation mitführe. Herausgenommen ist auch eine Erörterung der identitätskonstituierenden Bedeutung von vergegenständlichender und intersubjektiver Arbeit, die ich anderweitig aufbereiten werde.